

Nr. 148. Bromberg, den 2. Juli 1932.

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte

von Leo Perutz und Paul Frank.

(1. Fortsetzung.) ———

Der alte Herr ging, auf seinen Stock gestützt, dem Arzte entgegen und streckte dann beide Hände aus: „Doktor Kircheisen . . .?" fragte er. „Dem Himmel sei Dank, daß Sie hier sind." Seine Stimme klang heiser und brüchig; als er den Satz beendet hatte, war er genötigt, tief Atem zu schöpfen. „Ich habe mir erlaubt, Sie vor einer halben Stunde persönlich zu mir zu bitten," setzte er hinzu.

Dr. Kircheisen verstand nicht sogleich. „Vor einer halben Stunde? Ich habe geglaubt mit dem Herrn Baron Vogh selbst telephonisch zu sprechen," sagte er.

„Felix Freiherr von Vogh," erwiderte der alte Herr und ergriff die Hand des Arztes. „Der bin ich."

„Sehr erfreut! Offenbar der Vater des bekannten Hochtouristen, der meinem Freund auf der Planspitze das Leben gerettet hat."

„Ich habe keinen Sohn, Herr Doktor.` Der bekannte Hochtourist bin ich selbst. Und was die Lebensrettung betrifft, so hat Ihr Freund ein wenig übertrieben."

. . . Da scheint Fritz allerdings ausgiebig übertrieben zu haben . . ., dachte der Arzt. . . . Den „tollen Baron" hab' ich mir anders vorgestellt. Wie hat er ihn genannt? Die Verkörperung von Energie und Kraft — Sehnen aus Nickelstahldraht —? Ein schlechter Spaß — oder jene Tour auf die Planspitze ist viele Jahre her. Dieser gebrechliche, alte Herr würde doch kaum auf den Kobenzl hinauf kommen oder auf irgendeine andere Wienerwald-Jausenstation . . .

„Wollen Sie freundlichst mit mir kommen!" bat der Baron. „Philipp," rief er dann dem Diener zu. „Halt' dich in der Näh', falls der Herr Doktor etwas brauchen sollte."

Philipp rannte mit kurzen Schritten an den beiden vorbei, über den mit rotem Kies bestreuten, sorgsam gepflegten Gartenweg. Dr. Kircheisen sah die bunten Ornamente der Blumenbeete, die wie dunkle, große Schatten auf den vom Mondlicht beschienenen Wiesenflächen lagen. Hinter einer hohen, schwarzen, undurchsichtigen Baumhecke hörte er das rieselnde Plätschern eines Springbrunnens. In der Ferne sah er die gespenstische und ihn auf seltsame Art beunruhigende Silhouette eines pagodenartigen Gebäudes; augenscheinlich war das das indische Treibhaus, von dem der Architekt gesprochen hatte.

Inzwischen waren sie bei der Villa angelangt. Der Arzt blieb stehen und wandte sich seinem Begleiter zu.

„Ich hatte aus den Reden Ihres Dieners den Eindruck gewonnen, daß Sie selbst, Herr Baron, von dem Unfall betroffen worden sind."

„Nein! Nein, Nein! Nein!" der Baron schrie beinahe auf. „Mir fehlt nicht das Geringste, ich bin vollkommen wohlauf!"

„Ich muß also befürchten, daß Ihr Fräulein Tochter das Opfer des Unfalles ist."

„Nein, dem Himmel sei Dank, meine Tochter ist gesund."

„Der Diener sagte aber, man habe mich rufen lassen, um Ihnen und Ihrer Tochter zu helfen."

„Ja! Es ist uns ein großes Unglück zugestoßen; ein entsetzliches Unglück hat uns betroffen", sagte der Baron leise.

„Wollen Sie mir nicht endlich verraten: Wer ist der Patient? Steht er Ihnen nahe?" fragte Dr. Kircheisen ungeduldig.

Der Baron sah den Arzt mit einem ängstlichen und zaghaften Blick an.

„Der Patient ist —" sagte er stockend, „der Patient ist —"

Er zögerte eine Weile, gab sich dann plötzlich einen Ruck, richtete sich gerade auf und sagte:

„Der Patient ist mein Gärtner, Herr Doktor."

Der Patient

Sie waren während dieses Gesprächs in die Vorhalle der Villa eingetreten, einen weiten gewölbten Raum, dessen Pracht den Arzt sogleich fesselte und ablenkte. Die Wände waren mannshoch mit kanelliertem dunkelbraunem Holz verkleidet; darin wuchs rosenfarbiger, von dünnen schwarzen Adern durchzogener Marmor empor, in den Mosaikbilder eingefügt waren, hohe schlanke Frauengestalten mit einer Rosenkette in den Händen. In Silber gefaßte, flach nach unten gewölbte Glasschalen saßen an den vier Ecken der Decke und ließen ein mildes, weißes Licht in den Raum fallen. Im Hintergrunde führte ein Treppenansatz von wenigen, mit einem dunkelgrünen Teppich bekleideten Marmorstufen in den nächsten Raum.

Dr. Kircheisen wandte sich dem alten Herrn wieder zu:

„Wer, sagten Sie, ist der Patient?"

„Mein Gärtner," wiederholte der Baron.

„Herr Baron," sagte der Arzt. „Ich fürchte, daß hier ein Mißverständnis vorliegt. Man hat Sie über mich vermutlich falsch unterrichtet. Ich übe schon seit Jahren keinerlei Praxis aus und beschäftige mich nur mit wissenschaftlichen Untersuchungen. Da es sich um einen Ihrer Domestiken handelt, so wäre es vielleicht angezeigt, ihn einfach ins Spital transportieren zu lassen. Das wäre zumindest weniger kostspielig für Sie! Ich halte mich für verpflichtet, Sie auf diesen Punkt aufmerksam zu machen."

„Das alles weiß ich," sagte der Baron ruhig. „Nichtsdestoweniger habe ich ernste Gründe, Sie zu bitten, die Behandlung zu übernehmen."

„Meine Zeit ist kostbar und für die nächsten Wochen überdies durch andere, mir sehr wichtige Unternehmungen in Beschlag genommen. Ich bin mit diesem Besuche nur der dringenden Bitte meines Freundes nachgekommen, weil ich, wie er den Eindruck hatte, daß Ihr Leben auf dem Spiel stünde, Herr Baron, oder doch das Leben eines Ihrer nächsten Familienangehörigen."

Der Baron überlegte eine Weile. Sie waren an der Tür des Krankenzimmers angelangt. Der Baron trat zur Seite, ließ den Arzt eintreten und sagte dann, indem er die Türe hinter sich zuzog, mit unbefangen klingender Stimme:

„So bitte ich Sie, annehmen zu wollen, daß mein eigenes Leben von der Rettung meines Gärtners abhängt."

„Wie soll ich das verstehen? Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Arzt unwillig.

„Nichts anderes, als daß ich den größten Wert darauf lege, meinen Gärtner in Ihrer Behandlung zu sehen. Ich werde das Opfer, das Sie mir mit dem Verlust Ihrer kostbaren Zeit bringen, in jeder Hinsicht zu bewerten wissen," gab der Baron zur Antwort.

Der Arzt blickte sich um. Er befand sich in einem vornehm ausgestatteten Raum, in dessen Mitte ein breites Himmelbett stand mit grünen Damastvorhängen, die ringsum geschlossen waren.

„Hier liegt der Patient," sagte der Baron.

„Ist das das Zimmer Ihres Gärtners?" fragte der Arzt erstaunt.

„Nein — das ist mein eigenes Schlafzimmer. Ich habe ihn nach dem Unfall in der Eile hierher schaffen lassen."

Der Baron schlug die Vorhänge zur Seite. Da lag der Kranke.

Dr. Kircheisen ärgerte sich später über sich selbst, weil er damals beim Anblick des Gärtners so heftig erschrocken zurückgeprallt war. Es ist aber auch keine Kleinigkeit — man erwartet ein gutmütiges niederösterreichisches Bauerngesicht zu sehen, einen großen, blonden Gärtnerburschen aus Melk oder aus Wiener-Neustadt etwa, und da starrt einem eine fahlgelbe Larve entgegen — das Antlitz irgendeiner exotischen Rasse mit tief in den Höhlen liegenden Augen, feuchtem, zu Strähnen verklebtem Haar und einem fast meterlangen kohlschwarzen Bart, der zudem unterhalb des Halses mit einem Tuch zusammengebunden ist.

„Ulam Singh ist ein Inder!" erklärte der Baron, der des Arztes Verwirrung bemerkte. „Ich hab' ihn von meiner letzten Orientreise aus der Stadt Agra mitgebracht."

„Und warum haben Sie ihm um des Himmels willen den Mund verstopft?" fragte Dr. Kircheisen und wies auf einen Tuchlappen, der über den Lippen des Gärtners befestigt war.

Der Baron lächelte. „Das hab' ich nicht getan. Den Lappen trägt Ulam Singh immer. Aus religiösen Gründen — Ulam Singh ist nämlich ein Sadhu, eine Art Hinduheiliger, und sein Glaube verbietet ihm, ein Tier, und sei es auch das kleinste, zu töten. Weil ihm aber beim Athmen irgend ein mikroskopisch kleines Insekt in die Kehle kommen könnte, darum trägt er immer solch einen Tuchlappen vor dem Mund."

Der Arzt hatte inzwischen einen Stuhl herbeigezogen und die Bettdecke zurückgeschlagen. Jetzt holte er die elektrische Lampe vom Schreibtisch und gab sie dem Baron in die Hand. „Ein wenig höher," sagte er, „wenn ich bitten darf." Das Licht schwankte unruhig in den zitternden Händen des alten Mannes. Der Arzt schob dem Kranken den Arm unter den Rücken und hob ihn sacht in die Höhe. Dann fühlte er den Puls und horchte die Herztöne ab. Er betastete die Hand- und Fußgelenke und untersuchte die Lippen und die Zunge, auf denen er Spuren eines leichten, blutigen Auswurfs feststellte. Dann sah er auf. Sein Blick glitt auf die Wand gegenüber, da war ein mächtiger, persischer Teppich befestigt, auf dem exotische Waffen ein sternförmig angeordnetes Ornament bildeten. Kabylensäbel hingen da, Dolche aus dem Kaukasus, persische Handschare und malayische Messer, seltsam verkrümmt oder gezackt, einzelne in vergoldeten, edelsteinbesetzten Scheiden, manche mit elfenbeinernem oder emailliertem Knauf. Die Mitte des Sternes bildete ein Bündel dünner Pfeile.

„Haben Sie diese Waffen selbst gesammelt? Halten Sie es für möglich, daß eines dieser gefährlichen Dinger in irgend ein Pfeilgift getaucht ist?" fragte der Arzt.

„Das ist gänzlich ausgeschlossen. Ich habe wenigstens niemals etwas dergleichen feststellen können."

„Hatte Ulam Singh mit diesen Waffen zu tun? Gehörte etwa ihre Reinigung und Instandhaltung zu seinen Pflichten?"

„Nein, Herr Doktor. Ulam Singh würde nie eine Waffe berühren. Das verbietet ihm seine Religion. Auch hat er dieses Zimmer niemals betreten."

„Dann stehe ich vor einem Rätsel. Hören Sie, Herr Baron. Es lassen sich folgende Symptome feststellen: Blutiger Auswurf, Lähmungserscheinungen an Händen und Füßen, sowie an den Atmungsorganen, cyanotische Färbung der Lippen und der Zunge, ferner, was besonders charakteristisch ist, das Fehlen jeder Geschwulst. — Alle diese Symptome weisen mit Sicherheit auf das Gift einer ganz bestimmten Schlangenart hin. Aber von diesen tropischen Spezies ist bis jetzt noch nie ein Exemplar lebend nach Europa gelangt."

„Und wie heißt diese Schlange?" fragte der Baron leise und wie in Gedanken versunken.

Der Arzt hatte seine Handtasche geöffnet. Er entnahm einem kleinen, schwarzen Etui eine Miniaturspritze und setzte eine neue Nadel ein. Dann ergriff er den Arm des Kranken, bohrte die Nadel ins Fleisch und schob langsam den Kolben der Spritze nach unten.

„Tik Paluga heißt die Schlange," sagte er, als er die Injektion beendet hatte.

„Tik Paluga," wiederholte der Baron mit leisem Schauder.

„Ich sage mir natürlich selbst, daß diese Annahme ein Hirngespinst ist, und muß nach einer besseren Erklärung suchen. Noch niemals ist es gelungen, eine Tik Paluga lebend in unsere Breitengrade zu bringen. Die chemische Zusammensetzung ihres Giftes kennen wir nicht genau. Es könnte sein, daß Ihr Inder von einem vegetabilischen Giftstoff infiziert worden ist, der zufällig ähnlich wirkt, wie der Biß der Tik Paluga."

„Nein!" sagte der Baron mit seiner leisen Stimme. „Ihre erste Diagnose war richtig."

„Wie meinen Sie, bitte?"

Der Baron ergriff den Arm des Inders und deutete auf zwei rote Pünktchen oberhalb des Gelenkes.

„Sehen Sie," flüsterte er. „Hier hat sie ihn gebissen."

„Wer?" schrie der Arzt erstaunt auf. „Wer hat ihn gebissen?"

„Die Tik Paluga," sagte der Baron mit leisem Erschauern.

„Aber es ist ausgeschlossen, daß es eine solche Schlange in Europa gibt!"

„Wollen Sie sie sehen, Doktor?" fragte der Baron.

„Das ist ja heller Wahnsinn! Ebensogut könnte ich mir hier in Ihrem Garten von dem Stich einer Tse-tse-fliege die Schlafkrankheit holen!" sagte der Arzt kopfschüttelnd.

Der Baron wurde leichenblaß: „Um Gottes Willen! Gibt es auch Tse-tse-fliegen in Ceylon?" stammelte er.

„In Ceylon? Natürlich: die Glossina Sanderi."

„Philipp!" kreischte der Baron außer sich. „Philipp! Die Baronesse darf nicht mehr in den Garten."

„Was ist Ihnen, Herr Baron? Was sind das für tolle Ideen? Vor allem: Die Glossina Sanderi von Ceylon ist eine vollkommen harmlose, gänzlich ungefährliche Verwandte der afrikanischen Tse-tse-fliege. Und wie käme die überhaupt in Ihren Garten?"

„Philipp!" sagte der Baron mit tonloser Stimme zu dem eintretenden Diener. „Hol den Korb, der im Rauchzimmer neben dem Kamin steht."

Der alte Diener verschwand und kam nach kurzer Zeit mit einem gelben, viereckig geflochtenen Körbchen zurück, das er voll Ekel und Angst mit ausgestrecktem Arm weit von seinem Körper weghielt.

Der Baron schob den Deckel zurück.

„Hier liegt sie," sagte er. „Vor einer Stunde hab ich sie erschlagen."

Der Arzt langte behutsam in das Innere des Korbes und holte die tote Schlange hervor. Er ließ den Körper des Tieres geschickt durch die Finger gleiten, nahm den Kopf in die flache Hand und betrachtete die Stirnzeichnung. Dann ließ er die Schlange wieder in den Korb zurückfallen.

„Unglaublich," sagte er dann. „Es ist wahrhaftig eine Tik Paluga. Sie haben sie selbst erschlagen? Gleich nachdem sie den Gärtner gebissen hat?"

Der Baron nickte. „Ulam Singh hat sie aus Indien gebracht."

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte Raithas, der Aerztin der Oase Siwa.

Sitten, Weisheit und Geselligkeit der Wüste.

Von Anton E. Zischka.

Dreihundert Kilometer von der nordafrikanischen Küste, tausend vom Niltal, bricht die Ebene der Wüste plötzlich ab, eine große Senkung liegt mitten im ödesten Sandmeer und darinnen drei große Salzseen, Palmenhaine und Süßwasserquellen, die im dichten Grün klares Wasser für zwei bienenstockartig angelegte Wüstenstädte liefern, die Beduinensiedlungen Siwa und Agourmi.

In Siwa lebt Raitha, die sechzehnjährige Tochter Ben Abd Arramans, des allbekannten Arztes. Im ganzen weiten Umkreis der Oase heilt er die Wunden der ewig kämpfenden Nomaden, seine Kunst ist groß, Allah läßt fast alle seine Patienten wieder gesund werden. Raitha hilft dem Alten, auch sie weiß genau, wie Kugelwunden zu behandeln sind, wie Stiche scharfer Dolche heilen, wie erkrankte Haut und unbrauchbar gewordene Mägen zu pflegen sind. Arraman und Raitha gehören keinem Wüstenstamme an. Trotzdem wird niemand sie berauben. Denn beide wissen zu schweigen, nie werden sie Feindschaft von Lager zu Lager tragen.

Raitha trägt um den Hals einen silbernen Ring und das silberne Zeichen ihrer Jungfräulichkeit daran. Sie könnte schon Mutter zweier Kinder sein wie alle anderen ihres Alters, Raitha aber hat noch nicht gewählt. Zwei Söhne mächtiger Scheichs wollen sie heiraten. Die Tochter des Arztes um 7 Taler, um 40 Mark, an irgend einen Mann zu verkaufen, das kommt gar nicht in Frage . . .

Ich bin bei Abd Arraman zu Gast geladen, er hat ein Zelt ans Ufer einer der kreisrunden, 15 bis 20 Meter tiefen Quellen stellen lassen, aus deren bläulichem Wasser phantastische Wasserpflanzen emporwachsen, und bereitet den Tee. Sehr heiß ist der, sehr süß, das halbe Glas voll Zucker. Der Arzt aus Siwa trinkt, bevor er mir den kleinen Becher reicht: Zarteste Höflichkeit, denn nur bei ganz wichtigen Persönlichkeiten ist das Sitte, nur bei ganz Mächtigen, denen man beweisen will, daß der Trank nicht vergiftet ist.

In einem Haus ganz in der Nähe hält Raitha Teegesellschaft. Lautes Girren dringt herüber, viele Araberinnen sind uneingeladen dazugekommen. Zwei gehen dicht vermummt am Zelt vorüber. Ihre Kleider starren von Schmutz: nicht aus Armut. Es sind zwei reiche Frauen, Witwen aber, die vier Monate und zehn Tage sich nicht waschen, nicht ihre Kleider wechseln dürfen — zum Zeichen der Trauer. Der Koran schreibt tägliche Waschungen vor, die Schaambas aber baden nur dreimal im Leben: nach der Geburt, am siebenten Lebenstag und am Vorabend der Hochzeit. Aber auch dabei sind Ellenbogen und Kniescheiben mit Tüchern vor dem Wasser geschützt. Sie zu waschen würde den Verlust des Erbteils, Verlust aller irdischen Güter herbeiführen . . .

In dieser so unromantischen Zeit wäre um ein Haar ein Krieg wegen eines kleinen schwarzhaarigen Arabermädchens ausgebrochen, wäre Raitha um ein Haar Anlaß eines Kampfes zwischen Siwa und Agourmi geworden . . .

Es begann damit, daß Raithas Kamelstute beide Vorderbeine brach, daß sie auf dem Schimmel eines Feindes ins Dorf eines Kranken kam, daß gerade aus diesem Dorf das Kamel stammte, das Raitha in der Wüste hatte töten müssen. Schlechtes Vorzeichen also.

Es kam dazu, daß der Kranke sehr krank, Raithas Kunst ziemlich aussichtslos schien. Und es kam dazu, daß dieses Dorf nahe von Agourmi gerade einen Raubzug gegen alte Feinde plante.

Man hatte das Raitha nicht erst zu erzählen brauchen. Die Gesänge der jungen Männer, das wilde Dahinjagen auf ihren Pferden, die Versammlungen um die Feuer mitten in der Nacht, all das redete eine sehr deutliche Sprache. Raithas Gastgeber würden nach Chadar ziehen, Vieh stehlen, Pferde, Kamele . . . alles, was die Feinde besaßen. Chadars Frauen waren ebenso gut gewesen wie diejenigen, welche jetzt um sie herum saßen. Warnen aber war ganz ausgeschlossen . . .

Raitha zog am nächsten Tag weiter. Es traf sich, daß sie auch nach Chadar mußte. Bald sah sie, daß man in Chadar nicht ahnungslos war. Auch hier saß man um flackernde Feuer, schärfte die Waffen, aus geheimsten Verstecken tauchten geschmuggelte Gewehre auf. Und als wirklich die Männer Sullamlis, die Männer des Dorfes, aus dem eben Raitha kam, angriffen, wurden sie erwartet. Hinter Sanddünen versteckt, weit vor ihren Zelten lauerten die Chadars. Viele Tote ließen die Sullamlis und viele Kamele und Waffen . . .

Nichts, gar nichts hatten die Angreifer erbeuten können. Als sie aber ganz langsam heim kamen, überholten sie eine einsame Reiterin: Raitha . . . Sie mußte den Plan verraten haben. Es war nicht zu glauben; aber die „Ärztin“, zu der man alles erdenkliche Vertrauen hatte, mußte den Angriffsplan verraten haben. Anders konnte man sich die Niederlage nicht erklären. Und so nahmen die Männer Sullamlis das Mädchen mit in ihr Dorf, um sie für das ärgste Verbrechen der Wüste zu bestrafen, für den Verrat.

Die Nachricht von dieser Tat Raithas verbreitete sich rasch. Erbitterte Feinde vergaßen ihren Haß, ritten gemeinsam nach Sullamli, um anzusehen, wie die Verräterin bestraft würde. Und natürlich kam die Nachricht auch nach Siwa. Raithas Vater glaubte nicht, daß seine Tochter geredet haben könnte.

Raitha also war in Sullamli an einen Pfahl gebunden worden. Man hatte ihr die Kleider vom Leibe gerissen und sie von Kopf bis Fuß mit Schmutz beworfen. Nur ihr Leben konnte das Verbrechen sühnen.

Raitha beschwört ihre Unschuld. Niemand glaubt ihr. Trauer, Wut über die Niederlage, Wut über die Täuschung . . . Sullamli tobt. Da kommt die Nachricht, daß dreihundert Reiter das Dorf einzukreisen beginnen . . . Dreihundert! Und in Sullamli gibt es sechzig Männer. Die dreihundert werden von einem Manne geführt, der Raitha liebt. Und auch der zweite Verehrer kommt mit all seinen Freunden und Verwandten. Sullamlis Männer aber werden sich eher töten lassen, als daß sie dem feindlichen Heer draußen die Verräterin ausliefern.

Schon knallen Schüsse in die Luft. Die Befreier feuern, um zu zeigen, wie mächtig sie sind. Es kann sich nur noch um Minuten handeln, in wenigen Augenblicken muß das Dorf der Sullamlis vernichtet sein. Aber dann sollen sie auch Raitha nicht finden. Der Scheich hebt einen Dolch . . .

In diesem Augenblick meldet sich der wirkliche Verräter, ein Krüppel, ein Verunstalteter, einer, der nie an den Zügen der Sullamlis teilnehmen durfte, der nur durch diesen Verrat geglaubt hatte, ein Mädchen der Chadars zu gewinnen . . .

Verbrüderungsfest daraufhin. Man wäscht Raitha die Füße, mit ihren Bärten trocknen die Alten sie ab, die Belagerer feiern mit den Männern von Sullamli den Sieg der Tugend.

Die Flugzeuge, die der nächste Posten alarmiert hatte, um das Gemetzel zu verhindern, treffen nur auf festliche, friedliche Menschen. Denn nicht nur Raithas Unschuld am Verrat wird gefeiert, sondern auch ihre Verlobung. Jetzt weiß sie, welchen der beiden Männer sie heiraten wird.

„Nie habe ich an deine Schuld geglaubt“, hatte der eine gesagt. „Drum brachte ich zweihundert Reiter zusammen, um dich zu befreien.“

Traurig war der andere gegangen. „Ich . . . ich war nicht sicher. Ich dachte, daß du vielleicht doch ein Wort hattest fallen lassen, daß du vielleicht doch die Chadars gewarnt hättest. Ich habe trotzdem dich befreien wollen und all meine Freunde dazu verlockt, dich den Sullamlis zu entreißen.“

Unschuld befreien, das war die Tat des Helden. Die Schuldige befreien, das konnte nur einer tun, der wahrhaft liebte. Und so kam Raitha als Frau eines sehr glücklichen Mannes nach Siwa zurück.

40 000 aus leerem Geldschrank.

Skizze von Otto Schumann.

Herr Espenberg, der reiche Juwelenhändler, war kaum aus dem Geschäft nach Hause gekommen, als die alte Haushälterin ihm meldete: „Da war heute vormittag so'n junger Mann vom Telephon-Amt, um die Leitungen nachzusehen. Die Sache ist doch wohl in Ordnung? Ich wollte ihn erst nicht ins Haus lassen, er sah wenig nett aus, so blaß, und außerdem schielte er.“

„Hm, die Leitung war nicht in Ordnung? Komisch. Gestern abend noch habe ich keine Störung bemerkt. Sagen

Sie, Frau Hollermann, war der Mensch auch im Schlafzimmer, wo der Geldschrank steht?"

„Aber gewiß doch, Herr Espenberg. Aber er hat sich nur einen Augenblick dort umgesehen und gemeint, dort könne der Fehler nicht liegen."

„Nun, 's ist gut, Frau Hollermann!" Der Juwelenhändler begab sich in sein Arbeitszimmer, führte mehrere Ferngespräche — der Apparat funktionierte wieder ausgezeichnet — und beauftragte dann die Haushälterin, ihm den Koffer zu packen, da er nach Hamburg reise. Eine Stunde später führte ihn sein Kraftwagen davon. — —

Die Espenbergsche Villa lag in tiefem Schweigen, als sich „Schränker-Franz", eine Zierde der Berliner Unterwelt, anschickte, ihr einen unerbetenen Besuch abzustatten. Eine Scheibe war bald eingedrückt und der Eingang somit freigegeben. Vorsichtig schlich sich der Einbrecher nach oben, wo im Schlafzimmer, wie er sich erst tags zuvor persönlich überzeugt, der Geldschrank stand. Und in ihm ruhten stets Edelsteine in beträchtlichen Mengen, da der Juwelenhändler die kostbarsten seiner Schätze nicht im Geschäft zu lassen liebte, sondern es vorzog, sie jeden Abend mit nach Hause zu nehmen. Gerade heute war, wie Schränker-Franz auf Grund zuverlässiger Erkundigungen wußte, eine besonders wertvolle Sendung aus Amsterdam eingegangen.

Den kundigen Händen eines so erfahrenen Geldschrankknackers vermochte auch der Espenbergsche Safe auf die Dauer keinen Widerstand zu leisten. Eine halbe Stunde harter Arbeit, und die Tür sprang auf. Der Einbrecher stieß eine laute Verwünschung aus: Der Geldschrank war leer. Leer, wo doch Espenberg stets seine Juwelen darin aufbewahrte. Warum gerade heute nicht?

Während „Schränker-Franz" noch darüber nachgrübelte, bemerkte er plötzlich, daß die Innenfächer des Geldschrankes mit einer hauchdünnen Schicht Vaseline überzogen waren. Leise pfiff er durch die Zähne. „Aha, von wegen der Fingerabdrücke!" dachte er; im gleichen Augenblick wurde ihm aber auch klar, was das bedeutete. Man hatte sein Kommen erwartet. Die Sache wurde gefährlich. Eine Hand am Revolver lauschte der Einbrecher gespannt. Aber alles im Hause blieb still.

Schon wollte Schränker-Franz den Rückweg antreten, als ihm ein Einfall kam. Er zog aus einer vor einigen Tagen erbeuteten Brieftasche eine Besuchskarte mit den Worten „Karl-Friedrich Messener, Linden-Allee 16" und legte sie in den leeren Geldschrank. Vielleicht würde das die Polizei auf eine falsche Spur bringen. —

Am nächsten Tage saß der Einbrecher beim gewohnten Frühschoppen und las die Zeitung. Plötzlich fiel sein Blick auf eine Meldung, die, fettgedruckt, aus dem übrigen Inhalt hervorstach. Mit immer größer werdenden Augen las er: „Aufsehenerregender Einbruch! Bei dem bekannten Juwelenhändler Espenberg wurde letzte Nacht ein frecher Einbruch verübt. In seiner Abwesenheit drangen Diebe in seine Villa in der Tiergartenstraße, erbrachen den Geldschrank und raubten Juwelen im Werte von annähernd 800 000 Mark. Der Schaden ist durch Versicherung gedeckt. Von den Tätern fehlt jede Spur."

Schränker-Franz schlug mit der Faust auf den Tisch: „Solch ein Gauner! Hat keinen roten Heller im Geldschrank und läßt sich von der Versicherung achthundert Braune auszahlen!"

Er dachte einen Augenblick nach: „Da müßte aber doch was zu machen sein. Wenn ich nur wüßte, bei welcher Gesellschaft er versichert war, der alte Betrüger." — —

Herr Espenberg saß am Schreibtisch und erledigte die Post, als seine Sekretärin ihm eine Karte brachte. Beim Lesen des Namens Hans-Friedrich Messener, Linden-Allee 16, wurde der Juwelenhändler blaß. Verflixt, die Sache wurde faul. Aber es half nichts, er mußte mit dem Manne sprechen und sich irgendwie herauszureden suchen.

Der Besucher trat ein: ein junger elegant gekleideter Herr, bei dem nur der schielende Blick unangenehm auffiel.

„Sie wünschen?" nötigte Espenberg ihn zum Sitzen.

„Das ist schnell gesagt, Herr Espenberg. Sie wissen, daß Sie gestern alle Ihre Juwelen mit nach Hamburg genommen haben, nachdem Sie von dem verdächtigen Telephonarbeiter gehört hatten. Und nachdem ich letzte Nacht den leeren Schrank geöffnet, wollen Sie sich von der „Providentia" seelenruhig die Versicherungssumme auszahlen lassen. Es ist wohl nur gerecht, wenn ich etwas davon abbekomme."

Herr Espenberg blies langsam eine große Rauchwolke aus seiner Zigarre in die Luft und murmelte: „Nicht übel ausgedacht." Dann kurz entschlossen laut zu dem Besucher: „Wie viel?"

„Ich bin bescheiden. 10 000 Emmchen würden genügen."

Der Juwelenhändler ging zum Geldschrank, entnahm ihm den genannten Betrag und händigte ihn dem anderen ein. Der steckte die Scheine sorgfältig ein und sagte dann in plötzlich gänzlich anderem Tone: „Herr Espenberg, nachdem Sie mir den schlüssigen Beweis geliefert haben, will ich Ihnen sagen, daß ich keineswegs der Mann bin, dessen Name hier auf der Karte steht. Auch nicht der Einbrecher, der gestern bei Ihnen war. Ich bin Geheimbeamter im Dienste der „Providentia" und für meinen Auftrag hier ausgewählt, weil ich, wie Sie sehen, schiele. Jetzt darf ich Sie bitten, mir zu folgen. Zwei Beamte warten draußen." — —

Eine Viertelstunde danach saßen in einem kleinen Kaffeehaus zwei Männer beisammen. Beide schielten. Der Geheimbeamte überreichte dem grinsenden „Schränker-Franz" ein Bündel von vierzig Tausendmark-Scheinen, das dieser sorgfältig in die Tasche schob.

„Nun, wir können beide zufrieden sein", meinte der Beamte. „Meine Gesellschaft hat durch Ihre Anzeige 800 000 Mark gespart, und Sie haben aus dem leeren Geldschrank immerhin noch 40 000 herausgeholt. Das macht Ihnen auch nicht jeder nach."

Verschlafen hebt der Mittag sein Gesicht

Die Hopfenstangen hängen um die Mauer
Gerank herum, als wären alle Himmel hier
Bis zu den Wäldern hin ein ewig blauer
Gewölbter Dom und wir mit dem Getier

Umsponnen vom Gefühl der Laubarome.
Und manchmal bleibt auch eine Wolke wirklich steh'n
Und läßt die Schatten wie auf einem Strome
Umdunkelt vom Geschilf vorüberweh'n.

Das Fenster hat vor lauter Staub und Rauch
Kein eigenes Gesicht mehr, und das Tor
Scheint in den Angeln leise eingerostet.

Verschlafen hebt der Mittag sein Gesicht empor
Und hat im Traum schon einen Hauch
Vom Saum der Ewigkeit gekostet.

Paul Zech.

 **Bunte Chronik** 

*** Künstlicher Schnee für Alaska.** Vor einiger Zeit erregte es nicht unerhebliches Aufsehen, als eine deutsche Filmgesellschaft, die Szenen aus dem hohen Norden aufzunehmen beabsichtigte, die dazu benötigten Eisbären gleich von Hamburg, aus einem Zoologischen Garten entliehen, mitnahm. Wenn man da von Eulen nach Athen tragen sprechen konnte, so mit nicht geringerer Berechtigung von einer amerikanischen Filmgesellschaft, die ihre deutsche Kollegin eigentlich noch übertrumpft. Als jene kürzlich zur Vornahme von Aufnahmen in Alaska aufbrach, wurden riesige Mengen gebleichter Maisflocken und weißer Federn an Bord des Dampfers gebracht. Zu welchem Zwecke? Nun, natürlich ,um als Schnee zu dienen, für den Fall, daß sich dieser im eisigen Alaska nicht in der gewünschten Menge vorfinden sollte. Und eine gleichfalls mitgeführte Windmaschine sollte den Schneefall regeln, vom sanften Niederschweben der Flocken bis zum wütenden Schneesturm. — Wenn die Zustände in der Arktis wirklich künstlich „berichtigt" werden müssen, versteht man eigentlich nicht recht, warum die Herren nicht lieber zu Hause bleiben und ihren Nordpolarfilm einfach in Hollywood drehen. Das wäre doch entschieden ganz bedeutend einfacher.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg